



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaiser Max und seine Jäger.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schaft als Gesamtheit berühren. Sie gewinnen, indem sie hinausliegen über den Kreis des eignen Erlebens des Betrachters, auf der einen Seite eine gewisse dramatische Objektivität und haben dennoch zugleich die höchste und gewichtigste Bedeutung für die Beschauer alle, deren Vertreter auf der Bühne der Geschichte ihrer aller Geschehnisse darstellen und entscheiden. Jeder einzelne lebt, streitet, leidet in jenen geschichtlichen Personifikationen der Gesamtheit mit. Es sind ewige Wahrheiten, es sind allmenschliche Erlebnisse, eingekleidet in ganz konkrete zeitlich bestimmte Erscheinungen. Wenn es anders der Beruf der Kunst ist, nicht bloß Thatfächliches naturgetreu zu kopiren, sondern das Einzelne auf die Höhe des Allgemeingiltigen zu heben, das Zeitliche in seiner bleibenden Bedeutung zu verewigen, durch das Reale überall die Idee durchleuchten zu lassen, kurz die Dinge darzustellen, nicht bloß wie sie sich auf der Netzhaut jedes, auch des tierischen Auges spiegeln, sondern wie sie sich im menschlichen Geiste zu geistigen Thatfachen verklären, giebt es dann einen Stoff, von dem man mit mehr Recht sagen könnte, daß er für sie geschaffen sei, zu dessen Darstellung sie selbst unmittelbarer recht eigentlich berufen und geschaffen erscheint, als die Geschichte? Eine wie gewaltige, wie unmittelbare Wirkung ihrer Gestalten und Szenen müßte gerade die sogenannte moderne Kunst erzielen, mit ihrem aller Romantik von halb Traum, halb Leben baaren Realismus, der Gestalten zu schaffen vermöchte, an deren Wirklichkeit man glauben würde, mit ihrer hochentwickelten Fähigkeit, kräftig zu charakterisiren und scharf zu individualisiren, die uns davor sichert, nicht nur lebende Bilder in einer Pose zu erhalten, deren Absichtlichkeit, wenn auch nicht verstimmt, so doch das Interesse abkühlt.

(Fortsetzung folgt.)



Kaiser Max und seine Jäger.



er einmal an einem schönen Sommertage auf der hohen Plattform des Schlosses Ambras bei Innsbruck gestanden und einen Blick hinab auf das Innthal zu seinen Füßen geworfen hat, der wird das Landschaftsbild, das sich ihm da bot, nie wieder vergessen. An jener Stelle ist das Innthal keine halbe Stunde breit. Die mächtige Kette der nördlichen Kalkalpen, deren Gipfel nur im Hochsommer schneefrei ist, zieht sich meilenlang ohne Unterbrechung vom Ruffsteiner Kaisergebirge bis über Innsbruck und Zirl hinaus von Nordost nach Nordwest.

Auf diesen massigen Gebirgszug gewährt die Plattform des Schlosses Ambras einen umfassenden Ausblick; wie eine himmelhohe Mauer steigen die bewaldeten Wände mit erdrückender Unmittelbarkeit vor unsern Augen auf und sperren jede weitere Aussicht nach dem Norden ab. Weit im Osten, im magischen Blau der Ferne, sieht man die nackten Felsen des unwirklichen Kaisergebirges rötlich weiß in der Sonne leuchten, und unten in der Nähe erheben sich die zahlreichen Türme des uralten Städtchens Hall, gleich vorn aber die große weiße, kasernenartige Mauer des Irrenhauses, welches die Romantik des verfallenden Städtchens freilich sehr unpoetisch durchbricht. Hall war einst eine blühende Bergmannsstadt; der Inn war vor wenigen Jahrhunderten noch bis da hinauf schiffbar, und Hall war die letzte Haltestelle der Flößer. Kaiser Maximilian I. hatte für Hall, wie mehrere seiner Vorgänger eine besondere Vorliebe. Jetzt ist Hall verarmt, still wie ein Friedhof, vielleicht besuchen es zur Sommerzeit Brustleidende, um sich bei den Salinendämpfen Heilung zu holen; sonst zieht es nur wenige dichterisch fühlende Touristen an, die Sinn für mittelalterliche Städteromantik haben. Aber unser Ausblick vom Schloß Ambras gleitet darüber hinweg längs dem breiten, flachen Flußbette hin, über die fruchtbaren Felder und saftigen Auen, über die vielen schönen Wäldchen, über die Landstraße, die wie weiße, zur Bleiche in die Sonne hingelegte Leinwand sich dahinschlängeln, und über die merkwürdige Eisenbahn, die auf einem von zahllosen Bogen durchbrochenen Viadukt die Thalebene überschreitet, um in die Landeshauptstadt einzufahren. Auch Innsbruck ist dem Kaiser Max sehr viel schuldig, es verdankt ihm auch sein bedeutendstes Denkmal: in der Hofkirche zu den Franziskanern steht das berühmte Grabmal des Kaisers. Auch die Gegend von Innsbruck bietet Erinnerungen an Kaiser Max. Jenes Landschaftsbild von der Ambraser Plattform wird im Westen durch die steile Martinswand abgeschlossen, auf der sich der Sage nach Kaiser Max beim Jagen verirrt hatte, ohne den Rückweg finden zu können; ein Engel rettete ihn. Gegen den Süden zu erweitert sich die Landschaft in mehrere Thäler, die bei Innsbruck ausmünden: das Brennerthal, das Stubai- und das Oberinntal. Auch das Schloß Ambras selbst ist eine Sehenswürdigkeit. Die Romantik aber, die es umgiebt, lenkt die Erinnerung nicht auf Kaiser Maximilian, sondern auf den spätern, protestantensyndlichen Erzherzog Ferdinand und seine schöne bürgerliche Frau Philippine Welser, mit der er lange Jahre auf dem Schlosse in verliebter Einsamkeit lebte, bis die Ehe vom Kaiser anerkannt wurde. Oskar von Redwitz hat die Geschichte in einem thränenseligen, aber wirksamen Schauspieler behandelt. Der Park des Schlosses Ambras, der in eine tiefe Schlucht hinabführt, die ein schäumender Alpenbach mit großem Lärm durchbraust, ist mit seiner schattigen Kühle und seinem Tannenduft von unsagbarer Poesie und Schönheit, jedenfalls schöner als irgend eine Redwitzsche Dichtung; wir wurden da immer an Jean Paulsche Gartenbilder gemahnt. In nächster Nähe des Schlosses, im Walde verborgen, liegt

der sogenannte Tummelplatz, in alten Zeiten ein Turnierplatz, jetzt eine Art von Friedhof, reich besteckt mit schlichten Kreuzen. In den napoleonischen Kämpfen war der „Tummelplatz“ Schauplatz blutiger Gefechte, daher die fromme Weihe des Ortes, der nebenbei auch ein Wallfahrtsort für heiratslustige Mägdelein geworden ist.

Alle Grade ästhetischen Gefühles vermag diese schöne Gegend hervorzu- rufen. Steht man im Thale und läßt den Blick schweifen auf den Kranz von Bergen, der es umrahmt, so hat man das Gefühl der Erhabenheit der Natur in großem Maße; lieblich anmutig sind die Flußufer, erschreckend wirken die steilen Bergwände, träumerisch die schattigen Wälder, sentimental schön die koulissenartig von den Bergen eingeschlossenen Fernblicke ins Ober- und ins Unterinntal: eine Sehnsucht in die Ferne wird erregt und man kann sich nicht von dem Bilde trennen. Zu alledem der reiche historische Boden! Erinnerungen an wichtige, zuweilen welthistorische Ereignisse werden dort auf Schritt und Tritt erweckt. Rudolf Baumbach, der uns in seiner neuesten Dichtung in diese Gegend führt*), ist seinem ganzen Naturell gemäß in den mittlern Regionen ästhetischen Empfindens verblieben. Das Anmutige der Landschaft hat ihn vornehmlich angesprochen, die rauhere Seite der Gebirgswelt läßt er zum schärfern Kontrast nur vereinzelt hineinspielen. In der Wahl des vielbesungenen Kaiser Max zum Mittelpunkt eines epischen Gedichtes hat er aber eine sehr glückliche Hand befundet. Von allen habsburgischen Kaisern ist dieser Kaiser Max, der „letzte Ritter,“ der letzte Herrscher des Mittelalters nach der Ein- teilung in unsern Schulbüchern, der Freund Albrecht Dürers und Hans Sachsens, der Urheber des Theuerdank und des Weißkunig, der glücklichste Herrscher Oesterreichs gewesen, der durch Heirat und Erbschaft die habsburgische Hausmacht auf ihren Gipfel gebracht hatte. Ein leutseliger Mann, ein Freund des Volkes und auch ein Freund der schönen Landestöchter, ein kühner Jäger, nicht bloß auf Gamsen und Rehe, ist Kaiser Max ein prächtiger epischer Held. Gerade vor Luthers welterschütterndem Auftreten stirbt er dahin, er ist der letzte ganz deutsche Mann unter den habsburgischen Monarchen, denn nach ihm kam schon der Spanier Karl V. und die spanische Etikette beherrschte fortan den deutschen Hof zu Wien. Aber auch auf diese geschichtlich bedeutamere Seite seines Stoffes ist Baumbach nur sehr sparsam eingegangen. Ein von kulturgeschichtlichem Ballast erfülltes Buch zu schreiben liegt zum Glück nicht in seiner anakreontisch dem Stile des Volksliedes zustrebenden Art. Er führt zunächst den Kaiser als Jäger, als gemüthlichen, leutseligen Herren ein, der auch seine Freude an prächtigen Schauspielen hat, der Dichter und Künstler jeder Art gern unterstützt. Ein schönes Kapitel stellt uns eines der derben Ritter-

*) Kaiser Max und seine Jäger. Dichtung von Rudolf Baumbach. Leipzig, Liebeskind, 1888.

spiele des Zeitgenossen Vigil Raber aus Sterzing vor; sie sind erst vor wenigen Jahren von Oswald Zingerle herausgegeben worden. Das Stück wird im Burghofe des kaiserlichen Hauses „zum goldenen Dachl,“ das jeder, der Innsbruck je besucht hat, wohl kennt, gespielt. Wie einen reichen Gutsherrn, der mit seinen Leuten familiär verkehrt, hat Baumbach den Kaiser Max hier dargestellt. Wenn sich seine Jäger raufen, so läßt sie der Kaiser einsperren. Und die Gedichte, die er dichtet, müssen andre schreiben, was auch großer Herren Art ist. Also ein im Tone des Volksliedes gehaltenes Genrebild, ohne Anspruch auf bedeutendere Wirkung hat Baumbach entworfen, etwa so wie Julius Wolff mit seinem Roman „Das Recht der Hagestolze.“ Im Einklang damit steht die Sorgfalt, die er auf die Schilderung der Volksfitten und Gebräuche, von Aberglauben und Märchen verwendet hat: ein sehr schöner Gesang schildert eine Sommernacht auf dem Tummelplatz, in der Dirnen und Buben durch eines der zahlreich auf den Bergen angezündeten Johannisfeuer springen, ohne das flackernde Feuer oder gar sich selbst zu versehren; der glückliche Sprung bedeutet eine baldige Hochzeit des Mädchens. In ein andres Kapitel hat er die Sage von den „saligen Fräulen“ verwoben. Es sind schneeweiße, goldhaarige, engelreine Feen, Beschützer des Edelwildes im Gebirge; sie werden von Riesen verfolgt und können sich nur schützen, wenn sie eines der vielen Kreuze erreichen, die der fromme Bauer eigens deswegen auf den Bergen errichtet. Ist das aber nicht möglich, so flüchten sich die „saligen Fräulen“ zu den Menschen, denen sie so lange segensreiche Dienste leisten, bis ihr Feind stirbt. Und endlich hat Baumbach auch die bekannteste Sage der Landschaft, die von der Martinswand, mit in seine Dichtung verwoben; er hat ein sehr schönes, vielleicht das schönste balladenartige Kapitel seiner Dichtung daraus gemacht. Die märchenhafte Rettung des Kaisers durch einen Engel Gottes wird natürlich rationalistisch umgedeutet, der Engel ist der Jäger Sixt Thurnwalter, der in Baumbachs Erfindung eine große Rolle spielt. Doch kann dieser Schluß nicht befriedigen. Wer Storms „Schimmelreiter“ gelesen hat, wird die Kunst, die Entstehung einer Sage poetisch zu veranschaulichen und zu erklären, wohl nicht wenig bewundert haben. Damit kann sich Baumbach nicht vergleichen. Er hat es zwar, wie man sieht, verstanden, alte volkstümliche Züge hübsch neuzuordnen, (denn auch die Geschichte der saligen Frauen ist oft verwertet worden; eine der begabtesten Dichterinnen Tirols, Angelika von Hörmann, hat schon vor einem Jahrzehnt aus dem Stoff ein anmutiges kleines Epos geschaffen); aber gerade Baumbachs eigenste Erfindung ist zwar auch nett und anmutig, aber doch gar zu harmlos und nicht sehr originell.

Zufällig, auf einem seiner Jagdwege, trifft Kaiser Max mit dem poetischen Schuster Hans Sachs, der zur Zeit noch ein jugendlicher Wanderbursche ist, in einem Wirtshause vor Innsbruck zusammen. Auch das ist für Baumbachs genrehafte Phantasie bezeichnend, daß er die markige, männlich würdige Gestalt

Hans Sachsens, eine der edelsten des deutschen Bürgertums, die Goethes Gedicht der Nation für alle Zeit ans Herz gelegt hat, in so verkleinertem Maßstabe vorführt; der liebgewordene Name Hans Sachs wird einer nicht passenden Erscheinung beigelegt, eine *captatio benevolentiae* feckster Form; diese Verkleinerung entspricht aber ganz dem Maßstabe, der an die Figur des ritterlichen Kaisers angelegt worden ist. Die beiden treffen also zusammen, und der Wanderbursche leistet dem fremden, unerkannten, zu Roß gar stattlich erscheinenden hohen Herrn durch seine Geschicklichkeit, Leder zusammenzunähen, einen kleinen Dienst, wofür er sich nicht bezahlt machen will. Das gefällt dem Kaiser. Ein fecker Jäger aber, der Sixt Thurnwalter, schleudert dem stolzen Schuster den Stachelreim zu:

Gott grüß' dich, fremder Waidgenos!
Dreibeinig ist dein hölzern Roß,
Und Axl und Pirlem dein Waidgeschos.

Worauf Hans Sachs, der schon bei Meister Nunnenbeck die Singekunst gelernt hat, schlagfertig erwidert:

Einmal ging der Teufel schwarz einher
Mit Hörnern, Schweiß und Klauen,
Und wer ihn sah, der forcht sich sehr
Und floh vor Angst und Grauen.
Doch seit der böse Belzebock
Geschlüpft ist in den Jägerrock
Gelingt's ihm, zu beschleichen
Die Armen und die Reichen.

Und seit der Lügengeist mit List
In's Jägerwams gefahren,
Mag sich jedweder gute Christ
Nuch vor den Jägern wahren.
Die Waidleut' all' im röm'schen Reich
Thun's ihrem Herrn und Meister gleich;
Sie stunkern und sie lügen,
Dass sich die Balken biegen.

Nuch diese fecken Verse gefallen dem kaiserlichen Jäger, die beiden Trutzliedsänger müssen Freundschaft schließen, und Hans Sachs wird mit einem guten Trunk Wein belohnt. Wer der stattliche Herr war, der so nachdenklich wurde, als Hans Sachs sein Nürnberg rühmte, will dieser vom Wirte noch erforschen. Der Wirt aber macht sich den Scherz und nennt den ihm wohlbekannten Kaiser den „Wirt zum goldenen Dachl“ in Innsbruck. Der naive Wanderbursch muß sich darob in der Stadt von einem alten Weibe auslachen lassen; denn er will im Haus mit dem goldenen Dachl einkehren, was ihm ein Hellebardier verwehrt. Trotz dieser doch wohl nicht mißzuverstehenden Aufklärung bleibt Hans Sachs — wegen eines sehr bescheidenen Effektes, den Baumbach später gewinnen will — im Dunkeln über den Ritter. Überhaupt erscheint Hans Sachs in der ganzen Dichtung Baumbachs als eine Art von Eichendorff'schem Taugenichts. Er schwärmt für eine ferne, in der Heimat hinterlassene Schöne, er gefällt allen Frauen, liebt den Wald und das freie ungebundene Leben der Wandergesellen, und wie der Taugenichts aufs Geigenspiel, so versteht er sich aufs Versmachen. Der Sixt Thurnwalter hingegen, der zweite Jäger Kaiser Maximilians, ist mehr als Charakterfigur im modern romantischen Stile gedacht; man kann sich aber auch für ihn nicht sonderlich erwärmen.

Hans Sachs ist also in Innsbruck und macht dort — Baumbach gesteht selbst, er wisse nicht wie? — die Bekanntschaft des Tausendkünstlers, des Malers und Dichters Wigil Raber, der zu Ehren des Kaisers ein Reckenpiel vorbereitet und den frischen fremden Gefellen in Dienst nimmt. Hans Sachs leistet ihm dabei allerlei Hilfe und übernimmt selbst die Rolle des alten Hildebrand, der alle Degen zu besiegen und Kriemhilden dienstbar zu machen hat. Kriemhilde wird von Cilli, der sonst in Manneskleidern unter dem Namen Hiesel sich bewegenden Tochter des Meisters Wigil, gespielt. Merkwürdig ist nun, daß Kaiser Max, der vom hohen Altane dem Reckenpiel zuschaut, während der Burghof voll von Menschen ist, den Handwerksburschen, der ihm kürzlich so gefallen hat, in der greisen Maske wiedererkennt. Der gute Kaiser hatte wohl gar keine andern Geschäfte und Sorgen im Kopfe. Nach dem Spiele wird Hans Sachs vor die nunmehr auch seinerseits wieder erkannte Majestät geholt, belobt und als Jägerbursch in Dienst genommen. Dem Taugenichts fällt der Verzicht auf seine Freiheit nicht leicht, er ist aber hochherzig genug, sogleich den Kaiser an das Verdienst Rabers und das gelungene Spiel zu erinnern, worauf der Kaiser lachend spricht:

Hans, du wirst dich in den Hofdienst schicken;
Raum im Amt, und machst schon den Protektor.

Man sieht, Baumbach weiß seine ohnehin gefällige Darstellung dem Publikum mundgerecht zu machen. Schon die Namen seiner Gestalten sind modisch stilisirt. Ein Held, der Hans, eine Heldin, die Marilen (Maria Magdalena) heißt, sind gegenwärtig bei deutschen Frauen und Fräulein schon des Namens wegen herzlich willkommen. Der Spaß, daß Hans Sachs Schuhmacher und Poet dazu ist, wird aber im Laufe der Erzählung doch gar zu oft wiederholt.

Die Handlung hebt nun eigentlich erst an. Im anheimelnden Tone des Märchens wird uns erzählt, wie auf Schloß Ambras das Hausgesinde sich zuraunt, daß ein „saliges Fräulein“ von ungewöhnlicher Schönheit bei ihnen eingekehrt sei. Es ist die schöne Marilen, eines der unehelichen Kinder, die man dem Kaiser zuschrieb. Sie wird wie eine kleine Prinzessin gehalten; der Thurnwalter Sixt hat sie aber auf der Fahrt von Wels nach dem Schlosse kennen und lieben lernen; sie liebt ihn wieder, ohne mit ihm verkehren zu können. In der Nacht singt er unter ihrem hochgelegenen Fenster das Lied:

Es jagt ein Jäger ohne Horn
In dunkler Nacht durch Tann und Dorn
Nach einer wilden Taube.
Sie trägt ein schleierweißes Kleid,
Ein Kränzlein statt der Haube.
Er denkt der Stund, da sie im Gras
Auf seinem Mantel bei ihm saß
Und ließ sich sanft umfangen.
Gehab dich wohl, mein' Trösterin,
Nach dir steht mein Verlangen.

Es mag der Reif, es mag der Schnee
Die Blumen und den grünen Klee
Versehren auf der Haiden.
Wenn zwei Herzlieb beisammen sind,
Die zwei soll niemand scheiden.
Ich wünsch' dir eine sanfte Ruh,
Den aller schönsten Traum dazu
Und alles Wohlergehen.
Und bleib mir gut und denk an mich,
Bis wir uns wiedersehen.

Beim Johannisfeuer in der Sommernacht treffen dann die Liebenden zusammen, Hans Sachs hat es übernommen, ihre alte Tugendwächterin zu beschäftigen. Sixt und Marilen wagen als das schönste Paar vor allen andern den Sprung über den brennenden Holzstoß; er mißlingt jedoch, da Sixt beim Erreichen der andern Seite ausrutscht und darob ausgelacht wird. Er ärgert sich darüber und zieht sich grollend zurück, und er wird kindischerweise noch mehr erbittert, als gleich darauf Hans Sachs Marilen umfaßt und den Sprung glücklich ausführt. Nun erscheinen ihm Freund und Geliebte treulos. Sixt wird geradezu menschenfurcht, während Hans sich eine Weile in Marilen verliebt und dafür die ihn mit Liebesanträgen verfolgende Cilli herb zurückweist. Da zeigt ihm diese ein seltsames Bild, sie läßt ihn Marilen zu Füßen des Kaiser May belauschen und sehen, wie der sie liebkost. Hans weiß aber nicht, daß es Vater und Tochter sind, sondern hält beide für ein Liebespaar. Auch er wird darüber schwermütig. Auf einer Jagd tritt an Sixt sogar die Versuchung heran, seinen Nebenbuhler Hans Sachs, den er jetzt eifersüchtig haßt, aus Leben zu gehen. Aber dieser schwört ihm, daß er Marilen nicht liebe, und der verstörte Sixt leistet ihm Abbitte. Es kommt aber dann doch zu einem Streit zwischen beiden. Sixt lauert dem Kaiser May auf, der ihm sein Liebchen geraubt hat, Hans Sachs will ihm die Waffe entreißen, darob eine Rauferei zwischen beiden, bei der Sixt den jüngeren Freund scheinbar tot auf dem Plaze läßt und nun, wie von den Furien gepeitscht, ziellos, friedlos in den Bergen herumirrt. Hans wird aber zum Glück von den Leuten des Schlosses Ambras, vor dessen Eingang die Rauferei geschehen ist, rechtzeitig aufgefunden und von der Verblutung gerettet. Als der Kaiser davon erfährt, läßt er ihn ohne weitere Untersuchung einsperren und auf Sixt fahnden; daß Sixt dem Kaiser nach dem Leben trachtete, will Sachs niemals verraten. Endlich durch das Geständnis Marilens von ihrer Liebe zu dem Flüchtling Sixt wird die Schuldlosigkeit des andern klar, und Hans Sachs erhält seine Freiheit wieder. Sixt Thurnwalter aber, der unstät, hungernd und frierend, von Gewissensqualen gefoltert in den Bergen herumirrt, hat das Glück, den auf der Martinswand verirrtten Kaiser, der schon für verloren gehalten wird, für den das am Fuße der Wand angesammelte treue Volk schon die letzte Messe lesen läßt, zu erretten. Sixt führt den Kaiser bis ins Thal. Aber während nun die älteren Dichter fein und klug berichten, der Erretter Maxens hätte sich im Gewühl der Volksmenge absichtlich verloren, um sich nicht danken lassen zu müssen, und daraus sei die Vermutung entstanden, der Retter wäre ein Engel Gottes selbst gewesen, läßt Baumbach, mit einem in die sonst nur zu absichtlich festgehaltene Naivität seines ganzen Gedichtes schrill hineintönenden Hiebe auf den tirolischen Alerus, unmittelbar vor unsern Augen den Messe lesenden Geistlichen die offenbare Lüge schaffen, daß nicht Sixt, sondern daß ein Engel Gottes den Kaiser gerettet habe. Den Kern der Sage, die Vergöttlichung eines Menschen, der sich jeglichem Danke für eine

große That entzieht, hat Baumbach ganz übersehen. Man wird uns wohl zu allerlegt Parteilichkeit für Ultramontane vorwerfen; aber weil Baumbachs Vorgang so undichterisch ist, weil ferner die ganze Gestalt des Sixt Thurnwalter so unbedeutend ist, daß wir sie schlechterdings nicht gegen den überlieferten Engel des Kaisers vertauschen mögen, und weil endlich die Lösung des Konflikts in der erdichteten Geschichte durch die Herbeizerrung der Martinswandsage gar so äußerlich ist, darum haben wir diesen Schluß der Ballade geradezu schmerzlich empfunden. Auch im „Patent des Todes“ ist Baumbach unerwartet aus dem Märchentone gefallen; wir haben dies damals an dieser Stelle ebenso getadelt. Merkwürdig, daß Baumbach seine liebenswürdigen Schöpfungen durch solch eine stilllose, stilwidrige Wendung zu verderben pflegt! Zum Glück hört Baumbachs Dichtung nicht mit dieser Pointe auf. Es folgt noch eine schöne Ballade — wie ja sein ganzes Gedicht in solche Romanzen und Balladen zerfällt —, die mit ihrem feinen Humor sehr anspricht. Sixt, noch immer flüchtig, wird gefangen, und erscheint gefesselt vor dem Kaiser, der ihm zum Lohne für die Rettung seines Lebens die Tochter zum Weibe giebt.

So legt man die Dichtung in bester Stimmung aus der Hand. Für uns leidet es bei allen kritischen Bedenken (oder vielleicht gerade wegen derselben) keinen Zweifel, daß diese neue Dichtung Baumbachs so beliebt wie alle seine früheren werden wird.



Kleinere Mitteilungen.

Nochmals die Arbeiterunterstützungsverbände. In unserm Aufsatz: „Sind die heutigen Arbeiterunterstützungsverbände Versicherungsgesellschaften?“ (in Nr. 30 u. 31 dieses Jahrganges) war der juristische Nachweis geführt worden, daß die Arbeiterberufsverbände, soweit sie ihre Mitglieder gegen Arbeitslosigkeit und ähnliche Notfälle sicherstellen, nach der Versicherungsgesetzgebung in Preußen, Baiern u. s. w. der staatlichen Genehmigung bedürfen. Am 22. Oktober hat ein derartiger Fall in dritter Instanz das Berliner Kammergericht beschäftigt. Angeklagt waren die Bremer Vorstandsmitglieder des „Unterstützungsvereins deutscher Tabakarbeiter,“ weil sie den Geschäftsbetrieb des Vereins durch Errichtung einer Zahlstelle in Hannover auf preussisches Gebiet ohne die erforderliche Genehmigung der preussischen Regierung ausgedehnt hatten. Das Kammergericht verwarf jedoch die Revision der Staatsanwaltschaft.

Obwohl nun die bündigen Erkenntnisgründe keinerlei Zweifel darüber lassen, daß diese Entscheidung lediglich aus formellen Gründen erfolgt ist, weil eine Nachprüfung der tatsächlichen Feststellung des Berufungsrichters oder die Bemängelung formeller Rechtsverletzungen in der Revisionsinstanz nicht mehr zulässig ist,